

Stellungnahme des ATK (Arbeitskreis Theologie und Katechese)

1.16

zu

Lebenswege Religionsbuch

*Mit Hinweisen unsererseits
für eine sinnvolle Darstellung der Themen:
- Nichtchristliche Religionen
- Kirche und Ökumene*

Hg. von Esther Dreiner und Hermann-Josef Frisch

Bd. (Jahrgangsstufe) 1-4, Cornelsen Verlag / Patmos Verlag, Berlin /
Düsseldorf 2002-2006

**Achtung: Es handelt sich um eine Zweit- bzw. Extraausgabe
des Buches für Bayern! Zur Erstausgabe vgl. S. 32**

ISBN: Bd. 1: 3-464-82940-5; Bd. 2: 3-464-82941-3; Bd. 3: 3-464-82942-1; Bd. 4: 3-
464-82943-X

Zugelassen durch die Lehrbuchkommission der Deutschen Bischofskonferenz

***Bewertung:
sehr negativ***



Inhaltsverzeichnis:

Stellungnahme zu:

Band 1:	2
Band 2 und 3:	3
Band 4:	16

Zu Band 1

Wie zu erwarten lässt der Band für das erste Schuljahr noch relativ wenige Inhalte erkennen, die ein Urteil im positiven oder negativen Sinn erlauben.

Gut erscheint der Ansatz „Tiefer fragen“ S. 14, bedenklich dagegen, dass anschließend lediglich erklärt wird: „Für viele heißt die Antwort: Gott“ (20), und dass dem hinzugefügt wird: „Gott, das Geheimnis des Lebens“. Was soll das bedeuten? Dass Gott der Schöpfer des Lebens und der gesamten Welt ist, wie das Christentum lehrt – oder dass er, pantheistisch verstanden, allem Lebenden als dessen „Geheimnis“ innewohnt? Fragwürdig ebenso, dass die Kinder gleich in diesem Alter mit „(vielen) Religionen in allen Völkern“ befasst werden (47). Das lässt befürchten, dass das Buch insgesamt den katholischen Glauben als eine Variante unter einer Vielfalt von gleichberechtigten und gleich gültigen Lebensanschauungen konzipieren könnte. Hinzu kommt, dass unter den vier Abbildungen jene, die „Christen, katholisch und evangelisch“ betrifft, erheblich weniger seriös erscheint als die drei anderen. Hier ist kein Amtsträger zu sehen, sondern nur Kinder und Jugendliche, die eine Musik- und Gesangsstunde zu halten scheinen, wobei die meisten von ihnen dem Altar und dem Kreuz den Rücken zukehren.

Völlig abwegig ist die Behauptung von S. 67: „Jesus betet: Vergib uns unsere Schuld ...“! So hat Jesus gerade nicht gebetet, sondern lediglich seine Jünger zu beten gelehrt. Er hat sich selbst nie mit „unser Vater“ an Gott gewandt, sondern immer und konsequent zwischen „mein Vater“ und „euer Vater“ unterschieden: Seine Beziehung zum Vater ist eine ganz einmalige, eine ganz andere als die unsrige. Ob die Autoren das nie gelernt haben oder es aus ideologischen Gründen von

sich weisen? Jesus hat auch nie von eigenen Sünden gesprochen oder für sich selbst um Vergebung gebetet, sondern vielmehr gefragt: „Wer von euch kann mir eine Sünde nachweisen?“ (Joh 8, 46).

Zu Band 2 und 3

Positiv bewerten können wir hier die Anleitung: „Sei nicht dumm, frag warum!“ in 2, 59f; die Darstellung der Schöpfung, 2, 62-65; die Geschichte von der Mutprobe, 3, 79; die vom Sonntag, 3, 65; und den Bericht eines Schülers hinsichtlich des Friedensgrußes bei der Messfeier: Dem Werner die Hand zu reichen, war „gar nicht so leicht. Mit dem habe ich nämlich Krach“: 3, 72.

Bei weitem überwiegen demgegenüber die festzustellenden Mängel und Fehlaussagen.

Wer ist Jesus Christus?

In 2, 37 heißt es verharmlosend zum Motiv, warum Jesus zum Tod verurteilt wurde: „Die Botschaft Jesu vom guten Gott, der allen Menschen zugewandt ist, war vielen im Volk fremd.“ Aber solche Bestien waren seine Volks- und Zeitgenossen doch auch nicht, dass sie für so wenig jemanden gleich umgebracht hätten. Die Quellen sagen übereinstimmend, dass es wegen Gotteslästerung geschah (Mt 26, 65f parr.; Joh 8, 58f; 10, 30f; 19,7), d. h. wegen seines, von seinen Gegnern nicht akzeptierten Anspruchs, „Sohn Gottes“ in einem einmaligen Sinn zu sein: „Ich und der Vater sind eins.“

Dieser Anspruch wird im Religionsbuch nicht thematisiert. Gewiss heißt es in 2, 39, im Mund des römischen Hauptmanns beim Kreuz: „... dieser Mensch war Gottes Sohn“. Aber das bleibt doch recht unbestimmt. Zunächst ist das Wort „Mensch“ von den Autoren hinzugefügt; wörtlich lautet der Text: „Das war Gottes Sohn.“ Im Mund eines Heiden aber besagt das möglicherweise nicht allzu viel.

In 2, 46 wird das Messiasbekenntnis des Petrus nach Matthäus abgedruckt („Sohn des lebendigen Gottes“); nach 2, 47 werden Menschen, die sich an Jesus binden, „durch ihn mit Gott verbunden“. In 2, 54 folgt der entscheidende Anspruch Jesu in seinem Missionsbefehl nach Matthäus: „Macht alle Menschen zu meinen Jüngern. Tauft sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.“ Damit sind Sohn und Geist mit dem Vater auf eine Stufe gestellt. Vollends

findet sich die Gottheit Jesu ausgesagt in der Bezeichnung Marias als „Mutter Gottes“ (2, 32).

Aber diese positiven Zitate und Ansätze werden kaum aufgegriffen und weiter entfaltet. Nirgendwo findet sich die klare Aussage, dass Jesus als Gott schon immer existiert hat – in 3, 52 dagegen die enttäuschende Formulierung „Jesus ist Gottes gutes Brot für uns“. Noch enttäuschender ebd. der Abdruck des Schlagworts „Christus hat keine Hände, nur unsere Hände, um seine Arbeit heute zu tun“. Das ist kein gutes Omen für die Frage nach dem Wunder, denn hier scheint für Jesus die Möglichkeit direkten Eingreifens in den Ablauf der Welt bestritten zu werden.

Zur Auferstehung Jesu

In 3, 56 heißt es: „Die ersten christlichen Gemeinden machten auf vielfache Weise die Erfahrung des Auferstandenen. An diesen Erfahrungen haben wir Anteil in bildreichen Geschichten“ – womit die Berichte der Evangelien über die Ostererscheinungen gemeint sind. Damit wird das Zeugnis, das diese geben, in Dunst aufgelöst. Die Ostererscheinungen sind kein Produkt von „Gemeindeerfahrungen“, sondern haben die Voraussetzung dafür geschaffen, dass überhaupt christliche Gemeinden zustande kommen konnten. Nirgendwo werden sie in den Quellen mit Gemeindeerfahrungen zusammengebracht. Paulus beurteilt und diszipliniert die Erfahrungen seiner Gemeinde von Korinth und schreibt dieser, völlig unabhängig davon, über die Personen, die an Ostererscheinungen beteiligt waren. Deren *Liste ist abgeschlossen*. Er hat sie bei seinem Christwerden, d. h. drei bis fünf Jahre nach den Ereignissen, „empfangen“ (1 Kor 15, 3-8). Er selbst hat sich hinzugesetzt als „der Letzte von allen“, und auch bei ihm war dieses Erlebnis unabhängig von jeglicher christlicher Gemeinde, da er ja deren Verfolger war.

Sprache, Begrifflichkeit und „Atmosphäre“ des Buches

In jedem Schulfach gibt es spezifische Fachausdrücke, die in anderen Fächern auch ohne Zögern gebraucht werden: „addieren, subtrahieren“ – „Maus, Desktop, Stick“ ... Dass man es in Religionsbüchern vermeidet, die eigenen Fachbegriffe ohne weiteres von vornherein einzusetzen, ist insofern verständlich und berechtigt, als die Bereiche Mathematik und Computertechnik im Lebensumkreis der Kinder allgemein

als wichtig anerkannt sind, während dasselbe hinsichtlich der religiösen Fachbegriffe nicht ebenso allgemein zutrifft. Es bedarf daher einer *pädagogisch klugen Hinführung* zu diesen Begriffen, aber eine solche müsste wirklich geschehen und die wichtigsten Begriffe dann auch gebraucht werden. Zum Beispiel: der Begriff „Gnade“. Beim ungeschützten Gebrauch dieses Ausdrucks in der Katechese bis in die vierziger und fünfziger Jahre konnte es leicht geschehen, dass Kinder sich darunter eine unsichtbare Flüssigkeit vorstellten, die Gott uns „eingießen“ würde, um unsere Seele „weiß“ zu machen. Der Unterricht muss sich daher um die Vermittlung einer *personalen Sicht* von Gnade bemühen. Etwa so: Gnade ist die liebende Zuwendung Gottes zu uns; oder auch: Sie ist die Freundschaft, die er uns anbietet. Wenn wir sie annehmen und sie mit Liebe und Freundschaft erwidern, verwandelt sie uns und macht uns Gott ähnlich.

In einem zweiten Schritt muss dann später *differenziert* werden: die Liebe Gottes verwandelt uns im Sein (heiligmachende Gnade) und in unserem Handeln (wirkende oder helfende Gnade). Ein dritter Schritt soll klarstellen: Menschliche Freundschaft verwandelt uns erst, wenn wir den betreffenden Freund oder die Freundin sehen und erleben. Gottes Freundschaftsangebot aber ist so mächtig, dass es auch schon ein neugeborenes Menschenkind durch die Taufe verwandeln und zu einem Kind Gottes machen kann.

In dem zu untersuchenden Buch geschieht dagegen *nichts von all dem*. „Gnade“ fehlt schlicht und ergreifend – abgesehen von der Wiedergabe der Lehre Luthers in 4, 85; ebenso etwa auch der Begriff „Erlösung“. Die vorherrschende Atmosphäre ist eher die eines allgemein gefällig sein wollenden Gutmenschentums, das seinen Ausdruck u. a. im Symbol des *Regenbogens* findet. Dieser kommt vor auf dem Titelbild von 2, später an seinem biblischen „Sitz im Leben“, d. h. bei der Erzählung von Noach (2, 66), dazu noch in 2, 41; 2, 48; 3, 102f, und wird im *Text* von 3, 80 erwähnt. Dazu ist immerhin darauf hinzuweisen, dass laut Information aus dem Internet zu den Geistesströmungen, die sich dieses Symbol zu eigen gemacht haben, auch zwei zutiefst anti-christliche Bewegungen gehören: die der praktizierenden Homosexuellen und das New Age.

Gute und schlechte Engel

Dass es nach christlicher Lehre Engel gibt, findet sich nirgendwo ausdrücklich ausgesagt. Bei der Verkündigung der Geburt Jesu behelfen sich die Autoren mit dem ursprünglichen Wortsinn von „Engel“: Zu Maria sei „ein Bote Gottes“ gekommen (2, 26). In 2, 41 dagegen, wo die Begegnung der Maria von Magdala mit dem auferstandenen Herrn an dessen offenem Grab nach Joh 20, 11-18 zusammengefasst wird, ist sehr wohl von zwei Engeln die Rede. Doch die Frage nach der Existenz von Engeln wird nirgendwo thematisiert. Die Abbildung des Gemäldes von Marc Chagall, das drei geflügelte Engel als Gäste Abrahams zeigt (3, 11), kann nur Verwirrung stiften. Nach Genesis 18 empfing Abraham „drei Männer“ (gewiss ohne Flügel) und erfuhr im Verlauf des Gespräches, dass der Eine von ihnen „der Herr“ war.

Teufel und Dämonen kommen in den vier Bänden überhaupt nicht vor – abgesehen von der eher witzig gemeinten Erwähnung des Teufels im Lied S. 75.

Opfer: Fehlanzeige

Der Begriff des kultischen Opfers fehlt bei der Darstellung des Alten und des Neuen Testaments. Weder der Tod Jesu noch sein Letztes Abendmahl, noch die Eucharistiefeyer der Kirche wird als Opfer charakterisiert. Der Begriff fehlt auch an den Stationen des Alten Testaments, wo er zu erwarten wäre: bei der Darstellung des Jerusalemer Tempels (3, 22); bei Noachs Regenbogen (2, 66) – erschien er dort laut Genesis (8, 21; 9, 12-17) ja erst als Bundeszeichen zwischen Gott und der Menschheit, nachdem Gott „den beruhigenden Duff“ des Opfers Noachs „gerochen“ hatte. Ebenso wurde der besondere Bund Gottes mit Abraham sowie der Sinai-Bund zwischen Gott und dem Volk Israel jeweils mittels eines Opfers geschlossen. Von daher bedeutet das Wort Jesu vom „Neuen Bund in meinem Blut“ beim Abendmahl ganz von selbst, dass sein Blut als Opferblut vergossen und formell als Opferblut in seiner Mahlfeier gegenwärtiggesetzt wird; dass diese mithin kein gewöhnliches Mahl, sondern kultisches Opfermahl ist. Diese – vom Trienter Konzil der reformatorischen Bestreitung gegenüber mit höchster lehramtlicher Verbindlichkeit vorgetragene – biblische Selbstverständlichkeit wird in dem Buch, dem „Trend“ entsprechend, **konsequent unterschlagen, der Benutzer demnach betrogen.**

Zur Rolle Jesu im Heilswerk

Jesus wird als „Messias“ und als „Sohn Gottes“ vorgestellt. Beide Begriffe sind jedoch mehrdeutig. Die unter Christen gängige Bezeichnung „Erlöser“ fehlt. Das ist verständlich, da es für die Autoren, wie bereits erwähnt, offenbar keinen Teufel gibt – und diesen als den „Herrscher dieser Welt“ aus seiner angemessenen Machtposition „hinauszuwerfen“ war für Jesus Gegenstand seines Leidens und Sterbens (Joh 12, 31). Da andererseits in keinem der vier Bände ein Wort von einer Ursünde und Erbsünde fällt, fehlt auch die Basis für die Annahme, dass sich alle Menschen von sich aus in einer Situation der Trennung von Gott befinden und ohne das rettende Eingreifen der Gnade Gottes zur wesentlichen Erfüllung seines Willens gar nicht in der Lage sind. Wenn man dann – besonders etwa in 3, 58f – den Eindruck gewinnt, es würde hier eine Art sozio-psychologischer Selbsterlösung gelehrt und Jesus gelte dabei lediglich als ein großer Pädagoge, der uns durch seine Morallehre und sein Beispiel in Leben, Leiden und Sterben den rechten Weg zeigen würde, den wir dann, mittels gegenseitiger Ermutigung, mit eigener Kraft gehen könnten – dann muss das als die einzig denkbare zusammenhängende Erklärung des in dem Buch Gesagten und bewusst Ausgelassenen erscheinen.

Und was soll es bedeuten, dass die Aufforderung zu einem solchen Streben gerade unter dem Bild eines sympathischen „jungen Drachen“ ausgesprochen wird (3, 59) – wo doch aufgrund von Offenbarung 12 der Drache in der gesamten christlichen Tradition den Teufel symbolisiert?

Zur Taufe

Bezüglich der Salbung unmittelbar nach dem eigentlichen Taufakt heißt es, der „Pastor“ zeichne dem Empfänger „mit Öl“ ein Kreuz „auf die Stirn“ und spreche dabei: „Die Kraft Christi stärke dich“ (2, 55). Daran ist nahezu jedes Wort falsch! Die Taufsalbung vertritt in etwa die zur Taufe gehörende Firmung, die im westlichen Liturgiebereich bei der Säuglingstaufe aufgeschoben wird. Das Kreuz wird daher gerade nicht auf die Stirn gezeichnet, sondern auf den *Scheitel*. Die Stirn bleibt dem Bischof oder seinem Vertreter bei der Firmung vorbehalten.

Der Zelebrant spricht keineswegs die zitierten Worte, auch nicht grob gesehen. Die von den Autoren angeführte Formel ist vielmehr diejenige, die im Taufritus für die Salbung vor dem eigentlichen Taufakt vor-

gesehen ist. Sie soll mit „Katechumenenöl“ geschehen und ist bei der Kindertaufe fakultativ. Dass sie bei der Überarbeitung des Rituale für die Kindertaufe als Angebot überhaupt erhalten blieb, stellt eine *Inkonsequenz* der Liturgiereform dar. Diese wollte erstmalig einen wirklichen Kindertaufritus schaffen, während der herkömmliche Kindertaufritus in Wirklichkeit ein gekürzter *Erwachsenentaufritus* war. Nur in einem solchen macht es Sinn, Katechumenen auf dem Weg zur Taufe im Blick auf die Einübung in das christliche Leben aus dem Glauben zu *stärken*.

Die Salbung nach der Taufe dagegen geschieht mit *Chrisam*, dem Königsöl, dem „Öl der Freude“. Sie steht im Rituale als Erstes unter dem Titel „Ausdeutende Riten“. Das bedeutet, dass hier nichts Zusätzliches „bewirkt“, sondern lediglich angezeigt werden soll, was durch den Taufakt eben bewirkt worden ist, nämlich dass der Empfänger Anteil an der dreifachen Würde Christi, des „Gesalbten“, als „Priester, König und Prophet“ erhalten hat. **Diese zwei Dinge miteinander zu verwechseln, ist als Sachirrtum keine Bagatelle!**

Zur Messfeier

In 2, 57 heißt es dazu etwas dürftig: „Wir erinnern uns an Jesus. Wir halten sein Mahl. In seinem Mahl sind wir eine Gemeinschaft.“ Gewiss ist der Begriff „Gedächtnis“ statt „sich erinnern“ noch zu schwer für Zweitklässler. Aber es könnte gesagt werden, dass Jesus dann in unserer Mitte *gegenwärtig* ist.

In 3, 51 wird der Bericht vom Letzten Abendmahl nach Lukas korrekt wiedergegeben, begleitet von einer in etwa passenden bildlichen Darstellung, die bei entsprechender Katechese erkennen lassen kann, dass es sich um ein *rituelles* Mahl handelt. Allerdings müssten die dargestellten individuellen Weingläser vom Tisch verschwinden und durch einen einzigen, zum Rundreichen bestimmten großen Kelch ersetzt werden. Wenig passend erscheint demgegenüber das auf S. 50 als Parallele dazu angebotene aktuelle Photo – das ein rein profanes Pizzen-Essen darstellt! So waren jüdische Kultmähler nicht konzipiert.

Die wahre Gegenwart Jesu unter den Gestalten von Brot und Wein findet sich mit den Zitaten aus Joh 6, 51 (3, 50) und den Stiftungsworten nach Lukas (3, 51) ausgesagt, und in 3, 72 wird nachgereicht, dass Brot und Wein, wenn der Zelebrant die Worte Jesu darüber spricht, „verwandelt werden“ und dass bei der Kommunion „im verwandelten

Brot Jesus empfangen (wird)“. Außer dem nicht kommentierten Photo einer Monstranz mit Hostie zum Thema „Fronleibnam“, bei der schematischen Darstellung des Kirchenjahres in 3, 67, fehlt allerdings jeglicher Hinweis auf die fortdauernde Gegenwart des Herrn im verwandelten Brot und dessen Anbetung auch außerhalb der Messfeier.

Vor allem fehlt, wie bereits erwähnt, jeglicher Hinweis auf den Opfercharakter der Eucharistiefeier. Gewiss ist dieser im Stiftungswort „Dieser Kelch ist der Neue Bund in meinem Blut, das für euch vergossen wird“ (3, 51) enthalten. Aber das könnte – vor allem angesichts der allgemeinen theologischen Großwetterlage – für den Unterricht in der Regel nur wirksam werden, wenn mit Nachdruck darauf und auf den Abschluss schon des Alten Bundes, vor allem am Sinai, mittels Opferdarbringung hingewiesen würde. Weit davon entfernt, betonen die Autoren in 3, 57 völlig einseitig den Mahlcharakter Eucharistie und bringen diese in übler Weise in die Nähe der gewöhnlichen Mähler, an denen Jesus in seinem irdischen Leben teilgenommen hat.

Zum Bußsakrament

Die Darstellung dieses Themas wird mit einer eher unrealistischen Geschichte eingeleitet (3, 86), dann aber folgt das eine der beiden Jesusworte, auf denen das Sakrament gründet: Joh 20, 19-23 (3, 87). Der Untertitel „Von Gott getrennt“ auf S. 88 passt jedoch nicht zu dem darunter stehenden Text. Denn von Gott getrennt werden wir nur durch die wissentlich und willentlich begangene schwere Sünde. Ansonsten handelt es sich jeweils lediglich um eine *Störung* unserer Freundschaftsbeziehung zu Gott. Schwere Sünde aber ist bei Drittklässlern nicht vorauszusetzen und wird auch im Text nicht vorausgesetzt. Denn dieser spricht von der Beichte als einer von vielen „Formen der Buße“ (3, 88), und zwar so, als könne man *unbegrenzt* zwischen diesen allen wählen. Nach höchstverbindlicher kirchlicher Lehre jedoch ist das individuelle Bekenntnis im Bußsakrament, sofern es ohne außergewöhnliche Schwierigkeiten möglich ist, zur Vergebung schwerer Sünden *kraft göttlichen Rechts notwendig* (Trienter Konzil: DS 1707).

Abgesehen von der näheren Bestimmung „kraft göttlichen Rechtes“ müsste diese Wahrheit, wenn nicht hier, dann doch auf jeden Fall im vierten Schuljahr geschehen. Als Beispiele von schweren Sünden sollten allerdings ausschließlich Erwachsenensünden und keine Kindersünden benannt werden. Dass die Unterscheidung zwischen schwerer

und lässlicher Sünde weder hier noch dort benannt und das Bußsakrament als bloßes Angebot stehen gelassen wird, bedeutet eine **schwerwiegende Täuschung und Irreführung der Leser und Benutzer.**

S. 89 werden fünf zum Vollzug des Bußsakramentes gehörende Schritte aufgezählt. Leider wird zum vorletzten Punkt „Versöhnung“ deren andere Bezeichnung „Lossprechung“ nicht erwähnt und der gesamte Punkt mit „Besinnen“ überschrieben, so dass auch dieser Vorgang wie all die übrigen als Akt des Empfängers und nicht des Priesters verstanden werden muss.

Die drei Photos zum Bußsakrament machen einen guten Eindruck, besonders das zugleich ernste und lockere Zusammensitzen und zusammen Reden von Priester und Schülerin am Tisch des Beichtzimmers. Doch hätte der Priester die Stola auch *richtig* anlegen sollen!

Nichtchristliche Religionen

In 2, 35 heißt es: „Menschen in allen Völkern suchen Gott. Die verschiedenen Religionen sind wie verschiedene Wege auf einen Berg. Menschen sind unterwegs zu Gott. Auf Pilgerwegen, im Lesen der heiligen Bücher, im Gebet richten sie sich auf Gott aus. Christen glauben, dass Jesus der Weg ist.“

Die damit aufgeworfene Frage verantwortlich zu behandeln, dafür ist es im zweiten Schuljahr unseres Erachtens noch etwa ein Jahr zu früh. Inhaltlich macht der zitierte Text den grundlegenden Unterschied zwischen der jüdisch-christlichen Offenbarung und den aus den Völkern herausgewachsenen Religionen nicht hinreichend deutlich. Und: Sollen wir Christen Bücher, die zur Verehrung falscher Götter anleiten, oder den Koran, der die Gottheit Jesu und seinen Erlösertod formell bestreitet, wirklich als „heilige Bücher“ bezeichnen?

Gesagt werden sollte im Wesentlichen dieses: Das Suchen der Menschen nach Gott hat in allen Völkern dazu geführt, dass Religionen entstanden sind. Die allermeisten von ihnen sprechen von einer großen Vielfalt unterschiedlicher Götter. Mit dem Judentum ist gut tausend Jahre vor Christus etwas ganz Neues entstanden: die Anerkennung und Anbetung eines einzigen Gottes. Die Botschaft Jesu hat diese Anerkennung über die ganze Welt ausgebreitet, verbunden mit der neuen Offenbarung, dass er, Jesus, der ewige Sohn dieses einen Gottes ist.

Als Abraham und seine Nachkommen den einen Gott erkannt hatten, haben sie *die Götter ihrer Vorfahren aufgegeben*. Ebenso haben es die Vorfahren der heutigen Christen getan, als sie Christen wurden, und tun es Anhänger von Vielgötterreligionen, die heute Christen werden: Sie bekennen dabei, dass die christliche Religion nicht aus dem Suchen von Menschen heraus entstanden ist, sondern von Gott mitgeteilt wurde oder, wie man dazu auch sagt, *offenbart* wurde.

Die Letzten Dinge

In Band 2 wird, abgesehen von der S. 59 dazu gestellten Frage, überhaupt nicht über das Jenseits gesprochen, in 3, 83 findet sich das Gleichnis vom unbarmherzigen Angestellten mit dem für ihn negativen Ausgang. Aber es wird nicht auf die Ewigkeit hin ausgewertet, ebenso wie das Gleichnis von den „Feldern eines reichen Mannes“, S. 94.

S. 80 wird vom Regenbogen als einer Brücke geträumt, „von der Zeit in die Ewigkeit, über alles Vergängliche hinweg“. Ähnlich traumtänzerisch geht es zu, wenn S. 96 eine „Tante“ erklärt: „Versuche nie jemanden zu zwingen. Wärme ihn nur mit etwas Güte auf, und er wird sicherlich tun, was du möchtest“. Wenn das stimmen würde, dann wäre der Weg zum irdischen Paradies gefunden. Wie sehr das Gegenteil zutrifft, dafür ist das Schicksal Jesu der treffendste Beweis.

Ausdrücklich vom Jenseits gesprochen wird auf S. 103. Dort heißt es: „Christen hoffen auf Jesus, der versprochen hat, am Ende der Zeiten wiederzukommen ... Durch Gott und Jesus Christus wird alles einmal gut.“ Gut für wen? Im Sinn der Autoren offenbar wieder für alle Menschen. Denn als biblischer Beleg wird Offenbarung 21, 2-4 angeführt, ohne einen Hinweis darauf, dass dort *vor* dieser Aussage die Verdammten in den „Feuersee“ geworfen werden (20, 15; 21, 8). Ebenso wird unter Verschweigen dieses Kontextes S. 43 als der „letzte Satz der Bibel“ (Offb 22, 21) angeführt: „Die Gnade des Herrn Jesus sei mit allen.“ Dem entspricht, dass S. 47 das Gleichnis vom Festmahl nach Lukas 14, 15-23 erscheint – ohne den dazugehörigen Vers 24: „Das aber sage ich euch: Keiner von denen, die (als Erste) eingeladen waren, wird an meinem Mahl teilnehmen.“ Damit wird deutlich, **dass Gericht und ewige Verdammnis vorsätzlich gestrichen und Bibeltex-te in diesem Sinn manipuliert werden.**

In dieselbe Richtung weist das daneben stehende Bild von Sieger Köder (S. 46), zum Thema Mahl Jesu mit Zöllner und Sündern. Was für

Jesus eine missionarisch-verkündigende Begegnung war, wird hier durch Einzeichnen der Wundmale in die Hände des Herrn zu einer nachösterlich-spirituellen Gemeinschaftsfeier.

Die Gleichnisse vom Reich Gottes, so heißt es, redeten „eine Bildersprache der Hoffnung ...: Gott wird alles zum Guten wenden“ (3, 94). Im Sinn der Autoren offenbar zum Guten *für alle*. Die Gleichnisse selbst dagegen laufen auf eine Scheidung der Menschen in Gerettete und Verworfenen im Endgericht hinaus.

Dass in 3, 101 das Wort Jesu von der Feindesliebe angeführt wird, ist lobenswert – verfehlt dagegen auf S. 100 der Traum von einem irdischen Paradies, in dem die „Völker, Rassen, Religionen ... beieinander wohnen (sollen) in einem Haus ...“

Zur Feier der Liturgie

In 3, 70 wird das schreckliche Ablesen (vielfach: Abstottern) von schriftlich formulierten Fürbitten durch Kinder in Wort und Bild thematisiert. Wie schön können im Gegensatz dazu Fürbittanliegen sein, die von Kindern *spontan* genannt werden, wenn ein wenigstens halbwegs kommunikativer Zelebrant sie einlädt, dafür aufzuzeigen, und ihnen dazu ggf. Anregungen gibt.

Der Bericht eines Kindes an eine Mitschülerin über den Ablauf der Sonntagsmesse, S. 70. 73, ist didaktisch geschickt formuliert. Inhaltlich ist zu beanstanden, dass das Hochgebet (Eucharistiegebet) als Einheit überhaupt nicht zur Geltung kommt. Zu seinem Anfang heißt es: „Der Pastor hat (nach der Gabenbereitung) ein langes Gebet gesungen.“ Nun ist darin (in der sog. Präfation) aber genau das enthalten, was von Jesus berichtet wird, nämlich dass er über Brot und Wein *den Dank und den Lobpreis* gesprochen hat. Es ist der Teil, der das ganze Hochgebet zu einer „Danksagung“ macht (griechisch: „Eucharistie“) und damit dem Sakrament den Namen gibt.

In dem Buch wird das Dankmotiv dagegen in den auf die Präfation folgenden Gesang verlagert: Statt des Sanctus wurde bei der beschriebenen Feier offenbar der Kanon „Danket, danket dem Herrn“ gesungen. Das entspricht vielfacher Willkür-Praxis, ist jedoch in keiner Weise zulässig. Das Sanctus darf vorläufig allenfalls noch durch ein „Sanctus-Lied“ ersetzt werden, d. h. ein solches, das mit dem dreimaligen „Heilig“ beginnt und sich eng an den authentischen Text anschließt.

Was der Zelebrant nach dem Gesang gesprochen hat, wird einfach als „ein Gebet“ bezeichnet – im Sinn der Autoren offenbar ein weiteres Gebet, nicht als die Fortsetzung dessen verstanden, was er vorher gesungen hat. Das alles entspricht einer weit verbreiteten Bewusstseinslage und Praxis. Aber Lehrbücher sind nicht da, um Missstände zu verfestigen, sondern eher, um ihnen entgegenzuwirken.

Auf einem der beigegebenen Bilder wird ein Zelebrant gezeigt, der eine große Hostie vorzeigt und darunter eine Hostienschale hält. Das passt nur zur Kommunioneinladung, „Seht das Lamm Gottes ...“ Aber dann muss auffallen, dass er eine *ganze* Hostie hinhält, obwohl kurz vorher die Brechung stattgefunden hat – ein sehr wichtiger Ritus, weil einer der wenigen, die von Jesus selbst stammen. Nun entwickeln manche Zelebranten eine erstaunliche Fähigkeit, die beiden Hälften, in die sie nach herkömmlicher Praxis die Hostie brechen, beim Vorzeigen so zu halten, dass sie nahezu wieder wie eine ungebrochene Hostie aussehen. Sollte ein derart widersinniges Bestreben hier gemeint sein?

Die abgebildete Hostie sieht zudem schneeweiß aus, sie ist demnach offenbar von der hauchdünnen herkömmlichen Art, bei der man zuerst einmal eine Art Glaubensakt setzen muss, um anzunehmen, dass dies vor der Wandlung überhaupt Brot sein soll. Denn wäre es das nicht, dann wäre eine gültige Wandlung nicht möglich. Verbunden damit ist meist die Tatsache, dass der Zelebrant die gesamte große Hostie selbst verzehrt, an die Teilnehmer dagegen ausschließlich vorgefertigte kleine Hostien austeilt. Jesus dagegen hat das verwandelte Brot zu nichts anderem als zur Verteilung gebrochen. Deshalb bestimmt das Messbuch seit 1970: „Die Aussagekraft des Zeichens verlangt, dass man die Materie der Eucharistie tatsächlich als Speise erkennt. Daher soll das eucharistische Brot ... so beschaffen sein, dass der Priester ... (es) wirklich in mehrere Teile brechen kann, die er wenigstens einigen Gläubigen reicht“ (Allgemeine Einführung, Nr. 283). Sollte eine solche Bestimmung zum Kernbereich der Eucharistiefeyer nicht endlich zur Kenntnis genommen und zur Kenntnis gebracht werden?

Bei der schematischen Darstellung des Wortgottesdienstes (71) wird der Missbrauch festgeschrieben, das Gloria durch irgendwelches „Lied“ zu ersetzen. Statt der mit der Zweitausgabe des Lektionars in den achtziger Jahren abgeschafften Bezeichnung „Zwischengesang“ sollte es heißen „Antwortpsalm oder Antwortgesang“.

Als echter Unfug erscheint es, wenn bei der schematischen Darstellung des Kirchenjahres nicht nur Allerseelen, sondern gleichzeitig auch Allerheiligen mit keinem anderen Zeichen verbunden wird als mit einem Grab (3, 66). Wieder wird eine landläufige Praxis festgeschrieben, bei der das jubelnde Freudenfest über die Geretteten, die auf ewig „beim Herrn“ sind, in eine Art katholischen „Volkstrauertag“ verkehrt wird.

Die Osternacht gehört nicht zur Karwoche, wie in S. 68f angegeben! Ein Blick ins Messbuch genügt, um das festzustellen. Da steht S. [63]: Die Osterzeit. Dann jeweils darunter: Hochfest der Auferstehung des Herrn. Ostersonntag. Die Feier der Osternacht.

Zuletzt ein Hinweis zur Bebilderung: Das freundlich-kommunikativ sein wollende Lächeln des Zelebranten beim Erteilen des Schlussegens in 3, 73 macht eher den Eindruck eines nicht dahin passenden Grinsens.

Fragen der Pädagogik

Wie in manchen anderen Religionsbüchern erscheint auch in diesem mehrfach eine *elende Ausfragerei* nach z. T. sehr persönlichen und intimen Befindlichkeiten. Z. B. 2, 7: „Warst du schon einmal von deinem Freund enttäuscht? ... Erzähle von dir, von deinen Geschwistern, von deinen Freunden!“ (2, 8). Wie mögen sich da Kinder fühlen, die keine oder kaum Freunde haben – oder die jemanden aus der Klasse nennen, der dann umgehend bestreitet, ein Freund des Betreffenden zu sein! Oder: „Wie stellst du dir Gott vor? ... Was möchtest du Gott einmal fragen?“ Was in aller Welt geht das den Lehrer und die Mitschüler an? Der Unterricht hat die Lehre der katholischen Religion bekannt zu machen und die Schüler fortschreitend dahin zu führen, dass sie diese von anderen Konfessionen, Religionen und Weltanschauungen unterscheiden können. Wie sie selbst dazu stehen, steht dabei in keiner Weise zur Frage – und um so weniger die persönliche Lebenssituation der Schüler. Schüler und Eltern sollten sich gegen eine derartige Ausfragerei energisch zur Wehr setzen.

Ist es realistisch, Kinder (noch immer!) morgens früh beten zu lassen: „Wie fröhlich bin ich aufgewacht ...“ (2,20)?

Religionen

Menschen in allen Völkern und zu allen Zeiten, so heißt es, fragen (der sichtbaren Welt gegenüber) tiefer: „Woher kommen wir? ... Wohin gehen wir?“ (90). In diese Suchbewegung schließen die Autoren auch uns Christen ein. Denn sie fahren fort: „Diese Fragen sind der Ursprung der Religionen. Durch eine Religion versuchen *wir*, einen Standort im Leben zu erhalten ...“¹. Demnach scheinen sie zu lehren, dass auch das Christentum lediglich ein Ergebnis des Fragens, Suchens und Versuchens von Menschen – und nicht die Antwort Gottes auf dieses Suchen, wie man es annehmen muss, wenn man überzeugt ist, dass das Christentum auf der Offenbarung Gottes gründet.

Im selben, indifferentistischen Sinn heißt es weiter: „Religionen sind wie Wege zum Licht ... wie Brücken ... hinüber an ein anderes Ufer, zu Glück, Heil und Frieden“ (90f). In der Natur streben alle Bäume von der Erde zum Himmel. Dies sei „ein Bild dafür, dass Religionen die Menschen und *das Göttliche* verbinden – gleich wie es von den Menschen dann benannt wird“². Es folgen in jeweils einem Satz sehr dürftige und oberflächliche Aussagen zu den Religionen der europäischen Antike sowie zu den Naturreligionen der Afrikaner und der Indianer. Zwischen Polytheismus, Hochgottreligionen und Monotheismus wird dabei nicht unterschieden. Hochgottreligion liegt dann vor, wenn (wie weithin in Ostafrika) *ein* Gott als unbestrittener Herr über allen anderen Göttern und den Geistern angesehen wird, jedoch keine deutliche Antwort auf die Frage gegeben wird, ob Götter und Geister von ihm geschaffen sind oder nicht. Wenn diese Frage eindeutig bejaht wird, liegt ansatzweiser Monotheismus vor, reiner Monotheismus dagegen erst, wenn gelehrt wird, dass der Allerhöchste nicht nur Götter und Geister, sondern auch die Materie, aus der die Welt besteht, aus nichts erschaffen hat. Diese letztgenannte Schwelle der Erkenntnis Gottes hat selbst das Bundesvolk Israel erst im 2. bis 3. Jh. v. Chr. überschritten.

Zum Polytheismus wäre zu sagen, dass dessen angenommene Götter *keine Schöpfer* der Welt, sondern allenfalls Organisatoren einer ewig vorliegenden Materie sind. Demnach bietet das System keine wirkliche

¹ Hervorhebung von uns.

² 91; Hervorhebung von uns.

Erklärung der Welt. Denn warum es gerade so viele und gerade diese Götter gibt und wieso sie so beliebig vermehrbar, reduzierbar und austauschbar sind, wie die Geschichte es ausweist, darauf gibt es keine Antwort. Und ebensowenig auf die Frage, wieso denn Götter und Materie, obwohl sie von ihrem Ursprung her nichts miteinander zu tun haben, so gut zueinander passen können, dass sie gemeinsam eine einheitlich funktionierende Welt zu verwirklichen imstande waren.

Es folgen in dem Buch nicht etwa sofort der Hinduismus und der Buddhismus, die unübersehbar aus dem Polytheismus erwachsen sind und mit ihm vielfältig verbunden bleiben, sondern das Judentum und der Islam (93), die sich beide auf Offenbarung seitens des einen Schöpfergottes berufen und dem Polytheismus zürnend abgesagt haben. Die Notwendigkeit, sich entsprechend dem ersten der Zehn Gebote zwischen Monotheismus und Polytheismus zu entscheiden, wird damit verschleiert.

Zum *Judentum* heißt es, die Botschaft Jesu sei „aus dem jüdischen Glauben erwachsen“. Das ist nur die halbe Wahrheit. Es müsste gesagt werden, dass dieses „Herauswachsen“ durch eine unerwartete und verständlicher Weise als skandalös empfundene *Neudeutung* geschah, die Jesus schließlich ans Kreuz gebracht hat. Es müsste auch gesagt werden, dass Jesus dafür Wunder als beglaubigende Zeichen vorgelegt hat und dass die alttestamentlichen Prophetien, wonach die Heidenvölker „nach Jerusalem pilgern“, ihre eigenen Götter aufgeben und sich dem einen Gott Israels anschließen würden, sich in der einen Kirche Jesu Christi *überprüfbar* weitgehend erfüllt haben und ständig weiter erfüllen.

Hinsichtlich des Islam sollte der Koran nicht einfach als „das Heilige Buch der Muslime“ bzw. „des Islam“ (93.95) bezeichnet werden, sondern als das Buch, das den Muslimen als heilig *gilt*. Die Aussage „Der Islam fußt in manchen Dingen auf dem Judentum und dem Christentum“ (93) würde nur stimmen mit dem Zusatz, dass die übernommenen Elemente dabei vielfach erheblich verändert wurden.

Neben den Gemeinsamkeiten zwischen Islam und Christentum sollten von Anfang an die großen Gegensätze weitaus deutlicher dargestellt werden, als es geschieht³. Die grundlegendste: Durch die von Mohammed und seinen ersten Nachfolgern geführten Kriege, die S. 97

³ Vgl. unsere Handreichung „Islam und Christentum“ (HR 01).

erwähnt werden, geschah die erste, grundlegende Ausbreitung des Islam. Jesus wirkte völlig gewaltfrei, ließ sich kreuzigen und siegte erst jenseits des Todes in seiner Auferstehung. Mohammed lehnt dieses „Ärgernis des Kreuzes“ ab. Der Koran behauptet, Jesus sei nicht wirklich am Kreuz gestorben, Gott habe ihn heimlich gegen jemand anderen ausgetauscht. Für Mohammed kann ein Prophet nicht unterliegen, sondern wird mit irdischem Erfolg und irdischen Vorteilen gesegnet. Ihm habe Gott geoffenbart, dass er persönlich einen vorrangigen Anteil an der Kriegsbeute bekommen sollte. Außerdem dürfte er mehr Hauptfrauen heiraten als die vier, die den übrigen muslimischen Männern laut Koran zustehen.

Wenn Religionsbücher solche Negativpunkte – insbesondere auch zur Stellung der Frau und zum Rechtssystem der Scharia – verschweigen, **sind sie nicht nur als religiös, sondern auch als gesellschaftspolitisch gefährlich einzustufen.**

Hinsichtlich des *Hinduismus* wird dessen Polytheismus mit den monotheistischen Religionen über einen Kamm geschoren, indem die Autoren nicht nur berichten, was Hindus behaupten, sondern als Tatsache aussagen: In den verschiedenen Religionen Indiens „werden viele unterschiedliche Götter verehrt, doch bei solcher Verehrung geht es letztlich um das eine Göttliche, das hinter allem liegt und mit dem der Mensch eins werden soll. Durch Meditation und Opfer, durch tätige Nächstenliebe und Gebet kann der Mensch diese Einheit erreichen“ (93).

Die „tätige Nächstenliebe“ ist dabei synkretistisch hineingeschmuggelt, denn wenn diese Zielvorstellung im Hinduismus propagiert würde, wie so wäre dann Mutter Teresa in Indien wie eine Neuoffenbarung erschienen? Auch dass „Gebet“ hier einen wesentlich anderen Sinn haben muss als bei uns, wird vertuscht. Denn mit wem redet jemand, der sich an „das Göttliche“, eine *sächliche* Wirklichkeit wendet?

Offenbar ist aber mit „diese Einheit erreichen“ das Erreichen des letzten Zieles gemeint, das wir Christen als den Zustand „Himmel“ bezeichnen. Dazu müsste gesagt werden, dass dies für Hindus und Buddhisten wie für alle Menschen nach christlicher Lehre *nur durch Jesus möglich* ist, ob dies ihnen bewusst ist oder nicht; und dass es nur für jene unter ihnen möglich ist, die ohne eigene Schuld nicht in der Lage sind, Jesus als den einzigen Weg und Mittler des Heils zu erkennen.

S. 100 wird *dieselbe indifferentistische Sicht* aller Religionen noch einmal geballt vorgeführt: „In allen Völkern suchen Menschen nach Gott, nach dem Göttlichen ...“: das sächliche „Göttliche“ und der lebendige Gott auf einer Stufe! In der Religion „versucht“ lediglich „der Mensch, eine Antwort ... zu erhalten ...“ In der Geschichte „haben sich verschiedene Religionen entwickelt ...“ Anschließend wird das Christentum unterschiedslos zusammen mit den anderen aufgezählt. Dann ist noch im Mund eines indischen Weisen von den fünf großen Religionen „als fünf Finger an der Hand“ die Rede – und zusammen mit dem Dalai Lama (!) wird behauptet: „Das Herz aller Religionen ist eins“.

Gewiss folgt darauf in Großdruck: „Für Christen ist Jesus der Weg, die Wahrheit und das Leben ...“, aber entsprechend dem Vorhergehenden muss man verstehen, dass das eben nur für Christen gilt und die anderen Menschen davon nicht betroffen sind. Am Ende allerdings werden zwei Sätze angefügt, die eine andere Sprache sprechen: „Deshalb verkünden Christen in allen Völkern das Evangelium von Jesus Christus, dem Sohn Gottes. Alle Menschen sollen zu Jesus finden und durch ihn zu Gott.“ Damit ist etwas vom Wesentlichen gerettet – in der Lehrbuchkommission scheint jemand die Notbremse gezogen zu haben. Das ist besser als nichts, und in diesem Sinn anerkennenswert. Aber diese goldrichtige Aussage stimmt mit dem Wust, der vorhergeht, nicht überein.

Jesus Christus und seine Auferstehung

Erneut wird der erhöhte Herr als „ohne Hände und Füße“ existierend charakterisiert (47), so dass ihm direkte Eingriffe in Ablauf der Welt verwehrt scheinen.

Für die Zeit seines irdischen Wirkens wird eine gute Auswahl seiner Wunder aus den entsprechenden biblischen Texten angeführt (68f). Das wäre völlig unsinnig, wenn er Wunder der betreffenden Arten nicht tatsächlich gewirkt hätte. Ob es von den Autoren so verstanden wird, ist jedoch mehr als fraglich angesichts dessen, was in Band 3 zur Auferstehung Jesu gesagt wurde und was hier in ähnlicher Weise noch weiter ausgeführt wird. Als angebliche Quelle für die Entstehung der Erscheinungsberichte wird erneut die Erfahrung der ersten christlichen Gemeinden benannt (73). „Osterglaube“ wird empfohlen aufgrund von Bildern, Gefühlen und Wünschen (74-77), die letztlich auf Autosuggestion hinauslaufen; ebenso mittels der durch nichts begründeten Aussa-

ge eines Liedes, dass Jesus „lebendig“ ist (75). Das wäre er im Übrigen auch dann, wenn der Platonismus zutreffen würde, d. h. wenn der Leib des Menschen ein hinderlicher Ballast wäre und die Seele nach dessen Abstreifen im Jenseits selig weiterleben würde: Aber das wäre etwas völlig anderes als das, was das Christentum verkündigt.

S. 76 oben wird unsere Hoffnung auf Auferstehung und seliges Leben im Jenseits begründet mit dem Hinweis: „Oft gibt es Nacht im Leben, aber es gibt auch den Morgen, das Licht der aufgehenden Sonne.“ Für wie naiv und leichtgläubig halten die Autoren eigentlich die Benutzer ihres Buches? S. 77 unten werden drei Jesusworte über unsere Auferstehungs- und Seligkeitsperspektive angeführt. Aber wieso sollen derartige Verheißungen wahr sein, wenn die zugleich mit ihnen vorgelegten Beweise für die Auferstehung Jesu (Apg 1, 3) frei erfunden wären, um spätere diffuse Erfahrungen von Gemeinden zum Ausdruck zu bringen – Gemeinden, die angeblich „vor der Schwierigkeit (standen), wie sie ihren Glauben an die Auferstehung Jesu ausdrücken sollten“ und wie sie „davon erzählen konnten, dass sie Jesus als lebend erfahren hatten“⁴, und die deshalb auf den Gedanken verfielen, den Zeugen aus den ersten Tagen und Wochen nach dem Geschehen Zeugnisse anzudichten. Vgl. dazu das oben S. 4f zu dieser unhaltbaren Theorie Gesagte.

Der Heilige Geist und seine Sendung

An das Pfingstereignis wird mit einer schönen Geschichte herangeführt, die jedoch ungeeignet ist, weil sie – im Gegensatz zum Pfingstbericht – von denen, die „ergriffen“ und „verwandelt“ werden, keine vorausgehende Bekehrung verlangt (48). Auf der folgenden Seite werden drei alttestamentliche und drei neutestamentliche Texte über den Geist Gottes und sein Wirken an Menschen angeführt, S. 51f der Bericht über das Pfingstgeschehen aus Apg 2 abgedruckt. Aber dass der Heilige Geist oder Geist Gottes nach dem Neuen Testament und der kirchlichen Lehre *Person* ist wie der Vater und der Sohn, *wird nirgendwo thematisiert*.

Alle Texte, die um die betreffenden Bibelabschnitte herum stehen, können demgegenüber nur ablenken: „Wes Geistes Kind ist er? – Der Geist der Zeit ...“ (50); „geistgegenwärtig – Geistesblitz ...“ (51), „Brif,

⁴ 73; Hervorhebung von uns.

bruf, braf“ (152). S. 55 wird das Wort des Hananias an Paulus vor dessen Taufe (Apg 9, 17) so wiedergegeben: „Du sollst mit heiligem Geist erfüllt werden“, während die Einheitsübersetzung entsprechend neutestamentlichem Bewusstseinsstand sehr wohl setzt: „... mit dem Heiligen Geist“.

Die Letzten Dinge

S. 32 ist das Gleichnis vom Haus abgedruckt, das auf Sand bzw. auf Fels gebaut wird. Sein Schicksal im Augenblick des Sturmes und der Wasserflut ist Bild des Gerichtes, das über das Haus unseres Lebens ergehen wird – aber das Gleichnis wird nicht in diesem Sinn ausgewertet.

An anderer Stelle wird eine Betrachtung des Todes und des Friedhofs vorgelegt, die über eine rein irdische Perspektive kaum hinausgeht (62f.67). Wo dann wirklich sehr kurz vom Jenseits die Rede ist (76-78), da fällt wie in den vorhergehenden Bänden kein Wort vom Gericht Gottes, von der Scheidung der Menschen in Gerettete und Verworfenen und ebensowenig vom Zustand der Läuterung („Fegfeuer“). Völlig undifferenziert heißt es vielmehr: „Im Tod nimmt Gott uns in seine guten Arme“ (77).

Die leibliche Auferweckung der Toten bei der Wiederkunft Jesu findet sich allenfalls angedeutet durch ein Zitat aus 1 Thessalonicher 4, auf S. 78. Dieser Text wird jedoch abgebrochen, bevor von Auferweckung die Rede ist, und der einzige anderweitige Hinweis besteht in einer Aufgabenstellung, wonach die Schüler auf einem Friedhof „Symbole ... des Glaubens an die Auferstehung“ suchen sollen (79). Aber wenn schon die von Zeugen des leeren Grabes und der Ostererscheinungen belegte Auferstehung Jesu von den Autoren in Dunst aufgelöst wurde, dann ist von deren Seite her unserer künftigen Auferstehung offenbar dieselbe Behandlung zgedacht.

Einen Zusammenhang mit der Frage nach dem Jenseits weist das *Buch Ijob* auf, das S. 64f vorgestellt wird. Nach dem Dafürhalten der Autoren geht dieses am Ende aus wie das Hornberger Schießen: „Die Antworten der drei Freunde helfen Ijob nicht. Auch Gott gibt ihm keine Antwort, sondern stellt neue Fragen.“ In Wirklichkeit gibt Gott sehr wohl eine *doppelte Antwort*. Zuerst mit den erwähnten Fragen selbst, wie die Autoren sie zutreffend zusammenfassen: „Gibt dir die gewaltige Schöpfung nicht Hinweise genug, dass ich dir unbegreiflich bin?“ Das

ist nur der Form nach eine Frage, dem Sinn nach eine Aussage: Du, Mensch, musst von der Natur der Sache her zum Willen Gottes auch dann Ja sagen, wenn er dir unverständlich ist; Gott kritisieren oder gar schelten zu wollen ist unsinnig.

Die zweite Antwort Gottes wird von den Autoren völlig übersehen. Nachdem er Ijob mit den erwähnten Fragen freundschaftlich zurechtgewiesen hat, fällt er das *Urteil über das Streitgespräch* zwischen diesem und den drei Freunden: „Mein Zorn ist entbrannt gegen dich und deine beiden Gefährten; denn ihr habt nicht recht von mir geredet wie mein Knecht Ijob“ (42, 7f). Das heißt aber: Obwohl Ijob einen leisen Tadel erhalten hat, weil er sich Gott gegenüber im Ton vergriffen hatte, werden die drei Freunde weitaus härter getadelt, weil sie (inhaltlich insgesamt) „nicht recht geredet“ haben. Was sie gesagt haben, war jedoch nichts anderes als die Deutung des Leides, die bis kurze Zeit vor der Abfassung des Buches *unbestritten gegolten* hatte und in vielen Schriften des Alten Testaments zum Ausdruck kommt: dass jegliches große Leiden eine Strafe Gottes für (bewusste oder unbewusste!) Sünden ist. Gott bestätigt demnach das *Umdenken*, das inzwischen in dieser Frage eingesetzt hatte und das eine entscheidende Etappe im Fortschritt der Offenbarung einleiten sollte. Es führte nämlich zur Erkenntnis, dass es im irdischen Leben *keine gerechte Vergeltung* für Gut und Böse gibt, wie man bis dahin angenommen hatte, und bereitete damit den Weg für die Schlussfolgerung, dass es dann eine solche Vergeltung im Jenseits geben müsse. Damit war der Boden dafür bereitet, dass das Fortleben der Toten nicht mehr wie bis dahin undifferenziert als ein Schattendasein in der Unterwelt angesehen wurde, sondern der Glaube an die selige Auferstehung der Gerechten aufkam (2 Makkabäer, Daniel), an die Geborgenheit der „Seelen der Gerechten ... in Gottes Hand“ nach dem Tod und die Scheidung von Gerechten und Frevlern im Endgericht (Weisheit 3-5). Durch diese, von Jesus vollauf bestätigte Entwicklung wurde der jüdische Glaube von einer Diesseits- zu einer Jenseitsreligion.

Die Kirche und ihre Leitung

S.58 werden die beiden wichtigsten Texte, die den *Primat des Petrus* begründen, abgedruckt – voneinander getrennt durch den Bericht von seiner Verleugnung. So wird in vorzüglicher Weise deutlich, dass ihm seine besondere Vollmacht nicht seiner sittlichen Leistung wegen über-

tragen wurde. S. 59 folgt die Anwendung auf den *päpstlichen Primat* – und die ist weniger gut gelungen.

„Die Weltkirche wird vom Bischof von Rom, vom Papst, geleitet“, so heißt es, und das ist alles, was dazu gesagt wird. In der Spalte daneben wird erklärt, dass jeder Bischof sein Bistum leitet – und das ist wiederum alles. Verwundert reibt man sich da die Augen. War es denn umsonst, dass das Zweite Vatikanische Konzil die Bedeutung des *Bischofskollegiums* für die Leitung der Gesamtkirche neu ins Bewusstsein zu heben versucht hat? Neu erfunden hat es sie auf keinen Fall, denn sie ist zutiefst traditionell und kommt zwangsläufig im *Ersten Vatikanischen Konzil* (1870) noch handgreiflicher zum Tragen als im Zweiten. Denn jenes hat, nach jahrhundertelangen theologischen Diskussionen, die oberste Leitungsvollmacht und zugleich die oberste Lehrvollmacht des Papstes erstmalig dogmatisiert, d. h. höchstverbindlich und irrtumsfrei verkündet. Nicht der Papst hat dem Allgemeinen Konzil und dem Bischofskollegium diese doppelte oberste Vollmacht zuerkannt, sondern das Konzil dem Papst. Das war nur möglich, weil schon länger vorher anerkannt war, dass das Allgemeine Konzil, und damit das Bischofskollegium in Einheit mit dem Papst, diese doppelte Vollmacht besitzt.

Bei der Begründung dieser Lehrentscheidung ist das Erste Vatikanum dementsprechend von den Aposteln als den von Christus eingesetzten Hirten und Lehrern und von den Bischöfen als deren Nachfolgern ausgegangen und hat dann erklärt: „Damit aber der Episkopat (=das Bischofskollegium) selbst eins und ungeteilt sei (und dadurch auch die Gläubigen) in der Einheit des Glaubens und der Gemeinschaft bewahrt werden, stellte er den ... Petrus an die Spitze der übrigen Apostel und errichtete in ihm ein dauerhaftes Prinzip dieser zweifachen Einheit ...“ (DH 3050f).

Kindern des vierten Schuljahres wäre das Gesagte, wenn vorher, wie in dem Buch, von dem einzelnen Bischof in seiner Diözese die Rede war, kurz zusammengefasst etwa so zu vermitteln: Die Bischöfe bilden untereinander eine weltweite Gemeinschaft, das Bischofskollegium. Dieses ist geeint in seinem Haupt, dem Papst, d. h. dem Bischof von Rom. Die Bischöfe insgesamt sind Nachfolger der Apostel, die von Jesus als Hirten und Lehrer eingesetzt wurden. Der Papst ist als Bischof von Rom, wo Petrus zuletzt gewirkt hat, in besonderer Weise Nachfolger des Petrus als oberster Hirt der Kirche.

Statt sich um eine solche Erklärung und Fundierung zu bemühen, zeichnen die Autoren das Bild der päpstlichen Leitungsvollmacht, wie es sich leider *nach* dem Ersten Vatikanum verbreitet hat, nämlich als das einer absoluten Monarchie, wobei dann die Bischöfe als „Gouverneure“ des Papstes erscheinen könnten – wogegen das Erste Vatikanum selbst ausdrücklich Einspruch erhoben hat (DH 3061). Mit diesem übersteigerten, weil aus seinem Kontext isolierten Leitungsanspruch aber lassen dieselben Autoren den Papst dann *allein im Regen stehen*, indem sie statt einer Begründung des Anspruchs einfach erklären: „Die Päpste *verstehen sich* als Nachfolger des Petrus“⁵. Ob auch der Rest der Kirche und besonders die Autoren selbst das Papsttum so verstehen, darüber vermeiden sie jegliche Aussage.

Ökumene

Das Wort „katholisch“ bedeutete ursprünglich, so erklären die Autoren: „allgemein, allumfassend, alle einschließend“, in dem Sinn, „dass der Glaube an Jesus auf alle ausgerichtet ist“. Heute aber würde das Wort „meist für einen Teil der Christen gebraucht: für die, die zur ‚katholischen Kirche‘ gehören“ (81). Fakt ist dagegen, dass „katholisch“ vom 2. Jh. an jene Kirche bezeichnete, die sich bis heute so nennt, und zwar von Anfang an in Abgrenzung von den vielen damaligen dissidenten Kirchen und Gemeinschaften. Tertullian etwa berichtet von Markion, dass er gegen 140 nach Rom kam, sich als katholisch ausgab und der dortigen katholischen Kirche einen größeren Geldbetrag schenkte – der ihm großzügig zurückerstattet wurde, als er der Irrlehre überführt und aus der Kirche ausgeschlossen worden war. Im 3. Jh. wurde der Märtyrer Pionios von seinem heidnischen Richter gefragt, welcher christlichen Kirche er angehöre, und er antwortete: „Der katholischen“⁶.

Inhaltlich meint das Wort dabei „allumfassend“ in einem doppelten Sinn: die *ganze Lehre* der Apostel umfassend – während die Dissidenten durchweg einzelne Punkte daraus verabsolutieren und andere ablehnen; und, geographisch gesehen: als eine einzige, institutionell geeinte Kirche, mit einheitlicher Glaubenslehre, zunehmend in *viele Länder und in alle Kulturräume hinein sich ausbreitend* – während die dissidenten Gemeinschaften meist nur in einem einzigen Kulturraum zu

⁵ Hervorhebung von uns.

⁶ Belegstellen und weitere Beispiele bei F. Reckinger, „Die katholische Kirche“, in: Forum Katholische Theologie 20, 2/2004, 113-131.

Hause sind oder aber sich spätestens bei weiterer Ausbreitung in immer neue Gemeinschaften aufspalten. Zum mindesten diese zweite Charakteristik ist *überprüfbar*: Außer in der katholischen Kirche ist sie *nirgendwo* verwirklicht. Sie übersehen oder verheimlichen bedeutet daher eine **Fälschung der ökumenischen Grundgegebenheiten**.

Die orthodoxen Kirchen des Ostens, so heißt es, hätten sich „nach langen Streitigkeiten um den richtigen Glauben“ vor etwa 1000 Jahren „von der westlichen Kirche getrennt“ (81). Um den richtigen Glauben ging es nun aber bei dieser *gegenseitig* vollzogenen Trennung recht wenig, sie war vielmehr das Ergebnis eines progressiven kulturellen Auseinanderlebens, das ausmachte, dass man einander zunehmend vor allem praktische Differenzen zum Vorwurf machte, die in den vorhergehenden Jahrhunderten allseits akzeptiert waren.

Martin Luther hätte als Erster die ganze Bibel in die deutsche Sprache übersetzt (85). Das stimmt nicht. Die erste deutsche Gesamtbibel stammt vielmehr aus der Zeit zwischen 1350 und 1380⁷.

Wichtig, so heißt es ebd., sei für den Reformator „allein die vorbehaltlose Liebe Gottes zu den Menschen, die Gnade und Güte Gottes“ gewesen. Wie nahezu alle Religionsbücher, so ignoriert auch dieses die eigene Aussage Luthers zu der Frage, was für ihn der entscheidende Grund für den Bruch mit der katholischen Kirche war: *seine Überzeugung, dass der Mensch keinen freien Willen hat*, wie die Kirche es lehrt. Um das darzutun, hat er gegen Erasmus von Rotterdam gar ein ganzes Buch geschrieben: „Vom geknechteten Willen“ (1525). Darin macht er am Ende seinem Adressaten das Kompliment, dass dieser als Einziger unter seinen Gegnern „das eigentliche Kernstück des Streites“ angepackt habe: „Du langweilst mich nicht *mit jenen belanglosen Fragen* nach dem Papsttum, dem Fegfeuer, dem Ablass und ähnlichem Zeug, das gar keine ernsthafte Frage bedeutet. Du bist der einzige Mann, der den Angelpunkt der Sache gesehen hat ...“⁸.

Hatte Luther 1520 in seiner Antwort auf die päpstliche Bannbulle gegen ihn die Leugnung des freien Willens noch auf den durch die Ur- und Erbsünde *gefallenen* Menschen beschränkt, so ging er jetzt weiter und erklärte, „dass kein Mensch, kein Engel und keine Kreatur einen

⁷ Lexikon für Theologie und Kirche 2, Freiburg i. Br. 1994, 388.

⁸ Siehe etwa: Martin Luther, Die Hauptschriften, 4. Aufl., Christlicher Zeitschriftenverlag, Berlin o. J., S. 206.

freien Willen haben kann“⁹. Ob ein Mensch gläubig ist, Gutes tut und gerettet wird oder ungläubig ist, Böses tut und verdammt wird, entscheidet demnach Gott allein, ohne jegliches freies Zutun dieses Menschen. Liebe, Gnade und Güte Gottes *zu den Menschen*, wie die Autoren behaupten, gibt es daher nach Luthers Lehre nicht, sondern lediglich zu den von Gott Auserwählten. Alle anderen Menschen sind ohne ihr freies Zutun unrettbar der ewigen Verdammnis verfallen.

Die Leugnung des freien Willen, die für Luther wie gesagt das Entscheidende war, wurde inzwischen von den meisten evangelischen Theologen und Seelsorgern *aufgegeben* – so gründlich aufgegeben, dass die allermeisten evangelischen Christen gar nicht mehr darum wissen und mitunter ungläubig-schockiert reagieren, wenn man sie darüber informiert. Aber das ist kein Grund dafür, die Wahrheit zu verschweigen, schon gar nicht in einem katholischen Religionsbuch. Denn auch als Ausgangspunkt des ökumenischen Gesprächs und Bemühens ist es wichtig, der damit in Erscheinung tretenden Tatsache Rechnung zu tragen: Ob bewusst oder nicht, gewollt oder nicht – nach dem Dafürhalten der allermeisten heutigen evangelischen Theologen, Seelsorgern und Christen hatte die katholische Kirche trotz ihres damaligen miserablen Zustandes *Recht*, als sie entschied, Luthers Konzeption von Reform in dem Punkt, der für ihn der entscheidende war, nicht akzeptieren zu können.

Die Autoren des Lehrbuchs verschweigen nicht nur die genannte Tatsache, sondern stilisieren dem Reformator geradezu zu einem liberalen Aufklärungstheologen und allseits freundlichen Gutmenschen um. Nach dem oben zitierten Satz heißt es weiter bei ihnen: „Wichtig war für ihn allein Jesus Christus ... allein der Glaube des Menschen ... allein die Bibel ... wichtiger als alles andere, wie z. B. gute Werke oder Ämter in der Kirche.“ Auch das kann Luther nur noch weitere Sympathien einbringen, besonders bei den zahlreichen Kindern, deren Eltern oder Religionslehrer von den Ideen der „Kirche von unten“ geprägt sind. Wenn es dann weitergeht mit der Aussage, dass damals der Papst und viele Bischöfe Luthers Reformvorhaben nicht so zustimmten, wie er es wollte, dann liegt dafür der Schwarze Peter beim wenig vorinformierten Leser schwerpunktmäßig auf Seiten des Papstes und den katholisch gebliebenen Bischöfen, weil die mehr als berechtigten Gründe, die sie für ihre Entscheidung hatten, verschleiert werden.

⁹ Ebenfalls am Ende der Schrift gegen Erasmus, kurz *vor* der eben zitierten Stelle (a. a. O.).

Zum Prinzip „die Bibel allein“ müsste festgestellt werden, dass ein Buch allein *nie* eine praktische Richtschnur für eine Gemeinschaft sein kann, weil im Konfliktfall die Mitglieder es unterschiedlich auslegen werden. Aus diesem Grund lebt kein Staat mit seiner „Verfassung allein“, sondern schafft sich zusätzlich dazu eine verbindliche Auslegungsinstanz (Verfassungsgericht). Wenn Jesus die Kirche gegründet hat und wenn er sie, wie die Autoren betonen, als Einheit gewollt hat, dann konnte es gar nicht anders sein, als dass er ihr zusätzlich zur Bibel eine verbindliche Auslegungsinstanz geschenkt hat: das Apostelkollegium mit Petrus und in dessen Nachfolge das im Papst geeinte Bischofskollegium.

Etwas weiter im Text heißt es: „Aus einer Kirche wurden bald die katholische und die evangelische Kirche. In den folgenden Jahrhunderten entstanden noch viele weitere christliche Gruppen.“ Das ist halb wahr und halb falsch. Fakt ist, dass es „die evangelische Kirche“ in der Einzelzahl immer nur als eine *Föderation* eines großen Teils der evangelischen Einzelkirchen gegeben hat und gibt. Fakt ist auch, dass das Aufgeben der überlieferten Ämterstruktur innerhalb der Kirche Luther dazu geführt hat, die Landesherrn und deren Staatsmacht mit der Organisation der in seinem Sinn reformierten Ortskirchen zu betrauen, so dass „die evangelische Kirche“ von Anfang an aus voneinander unabhängigen Landeskirchen bestanden hat.

Was die erwähnten vielen christlichen Gruppen betrifft, die in der Folgezeit entstanden sind, könnte man den Text des Buches so verstehen, als seien diese sowohl aus der katholischen Kirche als auch aus den evangelischen Landeskirchen hervorgegangen. Für die Beurteilung der unterschiedlichen Kirchen und Gemeinschaften, gerade auch im Blick auf den von den Autoren betonten Auftrag Jesu, dass alle eins seien, ist es wichtig, auf die diesbezüglichen Tatsachen hinzuweisen. Aus der weltweiten katholischen Kirche sind seit der Reformation lediglich *zwei* Kirchen hervorgegangen, die in etwa einen weltweiten Bekanntheitsgrad unter Fachleuten erlangt haben: in den Niederlanden 1723 die „Kirche von Utrecht“, mit jansenistischer Ausrichtung; und als Reaktion gegen das Erste Vatikanische Konzil von 1870 die vor allem in Deutschland und in der Schweiz beheimatete Altkatholische Kirche, die sich 1889 mit der „Kirche von Utrecht“ zusammenschloss.

Aus den ursprünglichen evangelischen Landeskirchen dagegen sind schon zu Lebzeiten der Reformatoren neue Gemeinschaften hervor-

gegangen, und dieser Prozess hat sich bis heute fortgesetzt und zu einer kaum noch überschaubaren Vielzahl von Gemeinschaften mit z. T. sehr unterschiedlichen Glaubensrichtungen geführt. Dies ist nicht nur eine Tatsache, sondern die *logische Folge* des Prinzips „die Bibel allein“ sowie des Fehlens eines allgemein anerkannten, einheitlichen Lehr- und Hirtenamtes.

Es geht daher nicht an, wenn die Autoren erklären, die heutigen „Christen in aller Welt“ seien wie in Korinth zur Zeit des Paulus, „in verschiedene Gruppen gespalten“ und hätten den Auftrag Jesu, eins zu sein, „bislang nicht erfüllt“. Zuerst zur damaligen Situation in Korinth: Da gab es gegensätzliche Strömungen und Parteigänger von Paulus bzw. Petrus oder Apollos. Da lag der Spaltpilz drin, aber diese Christen kamen noch alle zur *einen Versammlung*, in der die Briefe des Paulus vorgelesen wurden. Dieser übte, als Gründer jener Gemeinde, ihnen gegenüber durch Briefe und durch Besuche weiter das Lehr- und Hirtenamt aus, und dies in einer von ihm öfters betonten Gemeinschaft mit den übrigen Aposteln.

Umso mehr ist Einspruch zu erheben gegen die Behauptung der Autoren, „den Auftrag, eins zu sein“, hätten „Christen bislang nicht erfüllt“. Trotz des Fehlens des Artikels vor „Christen“ ist damit dem Kontext nach offenbar die *Gesamtheit* der Christen gemeint; denn nirgendwo benennt der Text auch nur ansatzweise einen diesbezüglichen Unterschied zwischen den verschiedenen christlichen Bekenntnisgemeinschaften. Und dennoch nötigt die Beobachtung der Tatsachen dazu, einen solchen Unterschied festzustellen. Aus den orthodoxen Kirchen sind offensichtlich weit weniger Spaltungen hervorgegangen als aus den evangelischen Landeskirchen und Gemeinschaften – oder sie konnten jeweils nach einiger Zeit wieder behoben werden. Die orthodoxen Kirchen der einzelnen Länder weisen untereinander eine solche Glaubenseinheit auf und praktizieren untereinander eine solche sakramentale Gemeinschaft, dass man mit Recht auch von „*der* orthodoxen Kirche“ sprechen kann – obwohl streng genommen, was die Leitung betrifft, die einzelnen Kirchen Nationalkirchen sind, die zum Teil in großer Abhängigkeit von ihren jeweiligen Staaten leben. Ihre weitgehende Einheit untereinander verdanken sie dem Vorhandensein und der gemeinsamen Anerkennung des *Bischofsamtes* mit seiner von Christus stammenden Vollmacht. Ihre Einheit ist jedoch keine weltweite, denn diese Kirchen sind festgefahren in wenigen Kulturräumen: dem griechischen, slawischen und vorderasiatischen.

Ein ganzes Stück deutlicher ist die vorhandene Einheit innerhalb der katholischen Kirche zu greifen. Diese ist in alle Kulturräume hinein verbreitet, wobei lediglich einige muslimische Länder ausgespart bleiben. Sie funktioniert voll als Weltkirche, sei es mittels des Allgemeinen Konzils, sei es im regulären Austausch unter den Bischöfen und den Bischofskonferenzen, sei es durch Impulse, die vom Papst ausgehen oder Entscheidungen, die von ihm getroffen werden. Im Lauf der Geschichte hat es sich seit dem 4. Jh. zunehmend erwiesen, dass für die Bewahrung oder Wiederherstellung der Einheit zwischen Bischöfen und damit zwischen ihren Ortskirchen nur zwei Faktoren gab, die diesbezüglich in Frage kamen: den *Bischof von Rom* als Nachfolger des Petrus, wie es die Westkirche zunehmend erkannt hat, oder aber den *Kaiser*, dem die Kirchen des Ostens diese Sorge weitgehend zudachten. Die Staatsmacht aber ist kein biblisches Prinzip der Kircheneinheit, und sie hat ihre Unfähigkeit, diese Einheit zu gewährleisten, spätestens 1453 bewiesen, als das „oströmische“ Kaiserreich von Konstantinopel unterging und damit die orthodoxen Teilkirchen in ihren jeweiligen Ländern zu Nationalkirchen geworden sind.

Wenn wir innerhalb der katholischen Kirche die Bindung an das Bischofskollegium und an den Papst als dessen Einheitsgaranten aufgeben oder schwächen würden; wenn wir als endgültig verkündigte Glaubensentscheidungen von Päpsten und Allgemeinen Konzilien in Frage stellen oder Lehren, die mit großer Wahrscheinlichkeit zur apostolischen Glaubensüberlieferung gehören, über Bord werfen würden, um dadurch die Einheit mit den nichtkatholischen Kirchen und Gemeinschaften leichter erreichen zu können, würde nicht nur dies uns wahrscheinlich misslingen, sondern auch die innerhalb der katholischen Kirche trotz all ihrer Fehler und Schwächen immerhin vorhandene Einheit würde zerbrechen: die eine katholische Kirche würde sich in Tausende von Richtungen und Gemeinschaften aufspalten, wie es die reformierte Glaubensgemeinschaft vorexerziert hat. M. a. W.: Wir würden genau den Vorzug aufgeben, den wir als Spezifikum unserer Kirche in die Ökumene einzubringen haben.

Das *Bemühen um Bekehrung* im Blick auf die Ökumene muss sich daher für uns als katholische Kirche auf etwas anderes richten: auf die Anerkennung des Guten, das nichtkatholische Kirchen und Gemeinschaften im Unterschied zu uns oder besser als wir verwirklicht haben, und auf das Bestreben, ihrem Beispiel in diesen Punkten zu folgen. Dazu gehört im Blick auf die evangelischen Christen insbesondere:

- Die Liebe zur Heiligen Schrift und der vertraute Umgang mit ihr, der vor allem durch Bibel- und Gebetskreise (u. U. Hauskreise) gewonnen werden kann – vorausgesetzt, dass die Bibel dabei in erster Linie geistlich ausgelegt und auf das Leben der Teilnehmer angewandt wird.
- Die biblischen Lesungen in unserem Gottesdienst bedeuten einen großen Schatz, der aber seine eigentliche Wirksamkeit erst dann entfaltet, wenn in der Homilie (nach Möglichkeit kurz auch an Wochentagen) ebenfalls eine geistliche Auslegung erfolgt.
- Betonung des Gebetes, nach Möglichkeit auch des Gebetes in freier Formulierung in Bibel- und Gebetskreisen oder auch zu Hause, etwa bei Tisch, wie man es vor allem bei evangelikalischen Gemeinschaften oder Freikirchen erleben kann.
- Das Bemühen um eine erfahrbare Atmosphäre von Liebe zwischen den Mitgliedern von Pfarrgemeinden, wofür die genannten Gemeinschaften vielfach ebenfalls als vorbildhaft erscheinen.
- Betonung des gemeinsamen Priestertums aller Getauften, unbeschadet der Notwendigkeit des Amtspriestertums. Aber das Amtspriestertum steht im Dienst des gemeinsamen Priestertums, nicht umgekehrt.
- Gestaltung der Liturgie aus diesem Bewusstsein heraus: Der Zelebrant hat nicht für sich allein einen Gottesdienst zu feiern, den die Laien dann nur „besuchen“ würden, um ihm „beizuwohnen“. Vielmehr ist es seine Aufgabe als Vorsteher, die Teilnehmer in die Ausübung des gemeinsamen Priestertums mit hineinzunehmen.
- Die Praxis der Kelchkommunion, die auch ihrerseits, abgesehen von ihrem Eigenwert, uns den evangelischen Christen einen Schritt näherbringen würde.

Abschließende Bewertung

Das Buch weist enorme Fehlleistungen auf. Lehren, die zum Grundbestand des Christentums gehören, werden bewusst ausgelassen, wie der Opfercharakter des Todes Jesu und damit auch der Eucharistiefeyer.

Die erste und für jegliche Religion grundlegende Frage ist die nach der Existenz eines personalen Schöpfergottes, der fähig und befugt ist, sich uns Menschen zu offenbaren und uns dabei mit einer nicht hinterfragbaren Autorität anzusprechen. Die zweitwichtigste Frage, die einer Religion gegenüber zu stellen ist, lautet: Was steht für mich nach der Lehre dieser Religion auf dem Spiel bei der Entscheidung, ob ich ihrer Botschaft gehorche oder nicht? Durch Unterschlagung der neutestamentlichen Lehre vom Gericht Gottes und von der endgültigen Scheidung der Menschen in Gerettete und Verworfenen verweigern die Autoren die Beantwortung dieser Frage. Um die diesbezüglichen Aussagen der Bibel zu vertuschen, schrecken sie vor einem manipulierten Zitieren von Bibelstellen nicht zurück.

Andere Glaubenslehren werden in dem Buch durch Umdeutung aufgelöst, insbesondere die wahre Auferstehung Jesu. Die Aussagen zur Kirche und zur Ökumene erscheinen tendenziös im Sinn eines konfessionellen Indifferentismus. Nicht anders sieht es hinsichtlich der Religionen aus: Auch hier zeigt sich eine indifferentistische Sicht, die nicht nur eine religiöse und gesellschaftspolitische Gefahr bedeutet, indem sie einen geschönten Islam vorgaukelt, sondern selbst vor der roten Demarkationslinie zwischen Monotheismus und Pantheismus nicht haltmacht. Auch den grundlegenden Unterschied zwischen dem einen Schöpfergott und dem, was mit polytheistischen Göttern gemeint ist, stellt das Buch nicht klar.

Angesichts all dessen kann unsere Bewertung nur eine sehr negative sein.

Hinweise zur Erstausgabe dieses Buches:

Sie ist im Patmos Verlag, Düsseldorf, 1999-2001 erschienen, mit eigenen ISBN-Nummern und dem Untertitel „Religion in der Grundschule“. Sie ist auch ihrerseits durch die Lehrbuchkommission der Deutschen Bischofskonferenz zugelassen und wird weiter in Bundesländern und Diözesen außerhalb Bayerns benutzt. Was unsere Fragestellung und Beurteilungskriterien betrifft, unterscheidet sich diese Ausgabe kaum von der von uns in vorliegender Stellungnahme untersuchten Zweitausgabe.

Herausgegeben von:
ATK – Arbeitskreis Theologie und Katechese e. V.
Basler Str. 27, 79100 Freiburg i. Br.
Postanschrift: Postfach 500 302, 79029 Freiburg i. Br.
Internet: www.atk-home.de
August 2009